

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Wilhelmshavener Tageblatt und amtlicher Anzeiger.
1881-1909
11 (1885)**

2 (3.1.1885)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1028791](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1028791)

Wilhelmshavener Tageblatt

und

amtlicher Anzeiger.



Redaktion u. Expedition: Kronprinzenstraße Nr. 1.

Anzeigen

nehmen auswärts alle Annoncen-Büreaus, in Wilhelmshaven die Expedition entgegen, und wird die fünfspaltige Corpusspalte oder deren Raum für hiesige Inserenten mit 10 Pf., für Auswärtige mit 15 Pf. berechnet.

Bestellungen

auf das „Tageblatt“, welches mit Ausnahme Montags täglich erscheint, nehmen alle Kaiserl. Postämter zum Preis von Mk. 2,10 ohne Zustellungsgebühr, sowie die Expedition zu Mk. 2,25 frei ins Haus gegen Vorausbezahlung, an.

Publikations-Organ für sämtliche Kaiserliche, Königliche und städtische Behörden, sowie für die Gemeinden Neustadt-Gödens und Bant.

N^o 2.

Samstag, den 3. Januar 1885.

XI. Jahrgang.

Neubestellungen auf das erste Quartal des „Wilhelmshavener Tageblatt“ werden von den kaiserl. Postanstalten, den Zeitungsboten und in der Expedition noch fortwährend entgegengenommen und bereits erschienene Nummern nachgeliefert.

Die Expedition.

Tagesübersicht.

Berlin, 31. Dec. Aus der Umgebung des Fürsten Bismarck wird neuestens wieder verbreitet, daß der Plan desselben, seine Gemahlin nach dem Süden zu begleiten, seit etlichen Tagen lebhafter besprochen werde. Ueber Richtung und Ziel der Reise sind alle weiteren Beschlüsse indessen augenblicklich noch nicht abzusehen. Jedenfalls würde, so versichert man, die Reise nicht eher angetreten werden, als bis die in der Schwebe befindlichen großen Fragen der auswärtigen Politik zu einem Abschluß oder doch zu übersehbaren Ergebnissen gefördert sein möchten.

Das in Würzburg herausgegebene „Finanzarchiv“ enthält in seinem soeben erschienenen Schlussheft dieses Jahrgangs eine Arbeit des Geh. Rath's Marcnowski über die deutschen Staatslotterien. Aus der Zusammenstellung gehen wir hervor, daß das Einlagecapital für jede Lotterie sich bezieht in Preußen auf rund 27 Millionen Einwohnern auf 13,728,000 M., in Sachsen auf 3 Millionen Einwohnern auf 18,135,000 M., in Mecklenburg auf 577,000 Einwohner auf 1,831,500 M., im Herzogthum Braunschweig auf 849,367 Einwohner auf 10,402,000 M., in Hamburg auf 452,869 Einwohner auf 9,620,000 M., in Summa auf 53,716,600 M. Die Jahressumme beläuft sich unter der Voraussetzung, daß in jedem Jahre zwei Lotterien gespielt werden, auf den doppelten Betrag, mithin auf 107,433,200 M. Es dürfte wohl wenig bekannt sein, daß jährlich in die deutschen Landeslotterien 107 Millionen Mark eingezahlt werden. Derselben werden wieder ausgespielt, doch kommen von den Gewinnen die Summen in Abzug, die der Staat für sich behält. Die jährliche Bruttoeinnahme der Staaten beträgt für Preußen 4,034,000 M., Sachsen 5,604,250 M., Braunschweig 1,169,000 M., Hannover 1,454,000 M., Mecklenburg ca. 439,560 M., in Summa also ca. 12 1/2 Millionen Mark, dazu kommen weitere 5,371,660 M. als Stempelabgabe für das Reich. Besonders deutlich zeigt sich in obigen Zahlen, wie die kleinen Staaten die Mäßigung, welche sich Preußen auferlegt, ausnutzen und ganz unverhältnismäßige Einnahmen aus den Staatslotterien ziehen. Der Staatshaushaltsetat des Königreichs Sachsen enthält sogar den Betrag von

48,825 M. als Concessionsgeld für den Betrieb der Loose in benachbarten Staaten, wo das Spiel in der sächsischen Lotterie zum Theil verboten ist. In dem Etat der Stadt Hamburg findet sich eine Einnahmeposition von 60,000 M. unter der Bezeichnung „Recognition von den Pächtern der herzoglich braunschweigischen Landeslotterie“.

Der Bischof von Limburg, Dr. Blum, ist, wie gemeldet, hochbetagt an Altersschwäche gestorben. Er war einer der beiden wegen Ungehorsams gegen die Maigesetze abgesetzten Bischöfe, welche begnadigt wurden und daher an die Spigen ihrer Diocesen zurückkehren durften. Es wird sich jetzt fragen, ob bei der zwischen der preussischen Regierung und der Curie gegenwärtig obwaltenden Stimmung eine Verständigung über die Wahl des Nachfolgers rasch erfolgen kann. Als Dr. Blum begnadigt wurde, hieß es, es habe vorher ein Abkommen über die Einsetzung eines Coadjutors stattgefunden, die dann allerdings nicht erfolgte; doch würde, wenn jene Meldung richtig war, die betreffende Persönlichkeit wohl jetzt der Candidat für die Nachfolge sein.

Der Kaiser richtete an Leopold v. Ranke anlänglich dessen 90. Geburtstages folgendes Schreiben: „Sie pflegen gegen sonstige Gewohnheit den Geburtstag zu benutzen, um Anderen und insbesondere Mir eine Freude zu bereiten, wie sie dies gegenwärtig durch Ihr Werk über das arabische Weltreichsreich Karls des Großen gethan haben. Bei jedem neuen Theile Ihrer Weltgeschichte läßt die Raschlosigkeit Ihres Wirkens, die Klarheit Ihres historischen Blicks und die Durchsichtigkeit Ihrer Darstellung vergessen, daß Sie abermals ein Lebensjahr zurückgelegt haben. Mit dem verbindlichsten Danke verbinde ich den herzlichsten Wunsch, daß Sie mit Gottes Beistand in ungetrübter Gesundheit das schöne Ziel, was Sie sich vorgenommen, erreichen.“

In katholischen Blättern traten in letzter Zeit bald dunkle, bald bestimmte Andeutungen über die nahe Wiedervereinigung der griechisch-katholischen Kirche mit der römischen auf, wodurch die römische Welt Herrschaft auch über den Orient gesichert werden würde. Namentlich soll der neue östliche Patriarch aus politischen und religiösen Gründen der Beseitigung des großen Schismas nicht abgeneigt sein; der Aufenthalt desselben, der damals noch Erzbischof von Dercz war, in Italien und auch in Rom, der Ausstausch von Höflichkeitbesuchen mit dem apostolischen Internuntius in Konstantinopel wurden als Anzeichen dafür angeführt. Um so bedeutsamer ist eine öffentliche Erklärung des Geh. Secretärs des östlichen Patriarchen, Dr. Kephala, in welcher alle diese Gerüchte in entschiedenster und formellster Weise als durchaus unbegründet bezeichnet werden. Die „Protestantische Kirchenzeitung“ ist in der Lage, dieses dem Professor Nippold in

Jena zugegangene wichtige Dementi zu veröffentlichen; im Anschluß daran bemerkt Professor Nippold, daß die Verbreitung der in Rede stehenden Behauptung in der gesammten clericalen Presse auf einem officiösen mot d'ordre der Curie zu beruhen scheine und daß es sich hier um eine Reclame handle, zu dem Zweck die in allen Ländern erzielten Errungenschaften der römischen Welt Herrschaftspolitik zu verherrlichen.

Aus deutsch-freisinnigen Kreisen hört man, daß eine Anzahl Abgeordneter dieser Partei in den letzten Tagen directe Mißbilligungszuschriften über die Abstimmung am 15. Decbr. seitens ihrer Wähler und Aufforderungen in der dritten Lesung anders zu stimmen, erhalten haben. Der hochmüthige Tod, mit welchem die Herren Alexander Meyer und Braun derartige Zuschriften zu beantworten für gut hielten, findet keineswegs den Beifall aller ihrer eigenen Parteigenossen, zumal die Behauptung ganz unrichtig ist, daß solche Zuschriften ausschließlich von Gegnern der betreffenden Abgeordneten unterzeichnet seien. Wie viele Mitglieder der deutsch-freisinnigen Partei in der dritten Lesung für den Directorposten stimmen werden, läßt sich augenblicklich, bei der Abwesenheit der meisten Abgeordneten, noch nicht sagen. Zu den eifrigsten Befürwortern eines offenen Rückzugs aus der unglücklichen Position vom 15. December gehört Herr Richter. Als der eigentliche Feldherr in diesem verhängnißvollen Feldzug wird natürlich Eugen Richter betrachtet, und es herrscht gegen denselben in den Reihen seiner eigenen Parteigenossen ein Unwillen, der bei der demnächstigen Wiedereröffnung der Fraktionsberatungen zu sehr stürmischen Auseinandersetzungen und möglicherweise zu Parteikatastrophen führen wird.

Der Pariser „Temps“ bespricht die Colonialpolitik Bismarck's und sagt, der Gedanke, ein Reich, welches Ueberfluß an Bevölkerung habe und dessen Handel einen großen Unternehmungsgeist bethätige, mit Colonien auszustatten, sei ein wahrhaft staatsmännlicher. Das Blatt zollt auch der praktischen Natur dieser Colonialpolitik Beifall und empfiehlt dieselbe Frankreich zur Nachahmung.

Bei Erörterung der politischen Zukunft der Congo-Länder ist in der Presse mehrfach auf die Eventualität einer monarchistischen Organisation des jungen Staatswesens hingewiesen worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Institution der Internationalen Afritanischen Gesellschaft, deren officielle Kundgebungen die Unterschrift eines bloßen Privatmannes, des Obersten Strauch, als des Vorsitzenden, tragen, während andererseits ihre Flagge als die eines befreundeten Staates (of a friendly state) anerkannt ist, mit den heutigen Begriffen von völkerrechtlicher Norm und Repräsentation staatlicher Autorität nicht recht harmoniren will. Mit einer Privatgesellschaft, deren Domicil noch obendrein nicht einmal an

Der Weg zum Glück.

Roman von E. v. Lindner.

(Fortsetzung.)

„Dummes Weib,“ zürnte Aladdin, „stehst mit dem Teufel auf du, und du fürchtest dich vor ihm? Ich sage Dir, Du gehorchst, oder wirst morgen aus der Stadt gejagt.“

Er entfernte sich rasch, während die Zigeunerin auf die Kniee sank.

„Fürchte Dich nicht,“ begann die Gestalt mit leiser, aber vernehmlicher Stimme, „ich bin weder der Teufel noch sonst ein böser Geist, sondern von einem Mächtigen gesandt, welcher Dich zu einer hohen Mission ausersuchen hat. Morgen wird ein Diener mit einer Botschaft vom regierenden Fürsten zu Dir in Deine Hütte kommen, um Dich zu ihm und der Fürstin zu berufen, um ihnen aus den bunten Kartenblättern die Zukunft zu weissagen. Höre zu, was der Mächtige Dir durch meinen Mund befiehlt zu reden.“

Dazwischen zuckten die Blicke mit ihrem grellen, feurigen Lichte, und furchtbar rollte der Donner von den Riesenhäuptern der Berge, als zürne er im göttlichen Grimme ob des frevelnden Spieles der eben so böshafte als ohnmächtigen Menschenkinder.

Jetzt öffneten die schwarzen Wolken ihre Schleißen und gossen eine Sündfluth herab, während der Sturm grimmig erwachte und das furchtbare Naturconcert vervollständigte.

Der geheimnißvolle Sendling klopfte jetzt ebenfalls dreimal kräftig in die Hände, worauf Meister Aladdin sich rasch näherte.

„Na endlich,“ brummte er, „dergleichen dürfte mir der mächtigste Kaiser selber nicht bieten, aber dieser hier ist der leibhaftige Gottseibeiuns.“

Es war ein Glück, daß Sturm und Donner seine Worte verschlangen. Er riß die Alte mit sich fort und eilte, so rasch

es das furchtbare Unwetter erlaubte, dem Thore und seinem schützenden Dache zu.

Die geheimnißvolle Gestalt aber wickelte sich fester in den Mantel, drückte den runden Filzhut tief in die Stirn und schritt langsam der Stadt zu. Den Mann schien das Unwetter wenig zu kümmern, denn sein Schritt beschleunigte sich durchaus nicht, obgleich er jetzt die Straßen der Stadt erreichte und nicht mehr Gefahr laufen konnte, die Zigeunerin wieder einzuholen.

Er bog in eine breite Straße ein und ging etwas rascher auf ein hellerleuchtetes Haus zu, worin es sehr lebhaft und geräuschvoll zuging. Es war das erste Hotel der Stadt, „Zum deutschen Kaiser“ genannt.

Der Portier trat mit großer Unterwürfigkeit auf die Seite als der späte Wanderer, welcher von Regen triefte, das Hotel betrat.

Ein Kellner sprang sogleich dienstfertig herbei, um dem Gaste Mantel und Hut abzunehmen, was dieser mit vornehmer Gleichgültigkeit geschehen ließ.

„Befehlen Hoheit vielleicht sonst noch etwas?“ fragte der Kellner mit gekrümmtem Rücken.

Ohne ihn weiter zu beachten, schritt die Hoheit, welche vor wenigen Minuten noch einen Boten gespielt, rasch die breite Treppe hinauf.

Drittes Kapitel.

Außerhalb der Stadt lag ein großes mittelalterliches Gebäude, welches einem Privatmanne gehörte.

Hier wohnte die fürstliche Familie während der Curzeit, welche sie nach dem Gebote des Meisters der Wunderlampe streng und regelmäßig benutzte.

Es war am selben Abend als der Prinz unter Donner und Sturm den Fokus-Fokus mit der Zigeunerin trieb. In dem Salon der fürstlichen Wohnung war eine kleine Gesellschaft, welche sich unter Lachen und Scherzen die Zeit so gut es ging vertrieb.

Der Fürst, ein hoher, stattlicher Mann in den mittleren

Jahren, war in äußerst heiterer Laune und scherzte besonders viel mit einer blaffen Dame, welche bereits über die erste Jugend hinaus war.

Sie mußte einst sehr schön gewesen sein, denn noch immer bildete sie eine höchst anmuthige Erscheinung, von einer einfach kostbaren Toilette glänzend gehoben.

Diese Dame war die Cousine des Fürsten, eine russische Großfürstin, welche mit ihrem Gemahl ebenfalls zur Wundercur in Mekka eingetroffen war.

Letzterer lehnte in einem der hohen bogenförmigen Fenster und schien mit einem andern Herrn den Lauf der Wolken und das Herannahen des Gewitters fleißig zu studiren.

Seine Gemahlin warf zuweilen einen forschenden Blick nach dem Fenster, und um den lächelnden Mund zuckte es dann schmerzlich und bitter, während ein düsterer Schatten die klare Stirn überflog.

Der Großfürst Alexis war ein schöner Mann, sein gebräuntes härtiges Gesicht trug den Ausdruck kalten Hochmuths, der selten durch ein freundliches Lächeln verwischt wurde. Nur zuweilen, wenn er sich unbeachtet wühlte, blitzte es dämonisch leidenschaftlich in den grauen Augen, — aber auch Zorn und Grimm vermochten die Züge blitzschnell umzuwandeln und erinnerten dann an die russische Natur.

Seine Gemahlin mochte wohl schon häufig unter dieser russischen Natur gelitten haben, nicht immer vermochte das Weib des Innern die glatte, lächelnde Außerlichkeit festzuhalten.

Auch in diesem Augenblicke als der Großfürst so aufmerksam hinaus auf die Chaussee sah, funkelten seine Augen leidenschaftlich, und um den härtigen Mund zuckte es drohend und spöttisch.

„Kaiserliche Hoheit scheinen vom Fürsten vermisst zu werden“, flüsterte der russische Kammerherr, welcher neben ihm am Fenster stand.

„Was kümmert mich die ganze einfältige Sipp'schaft!“ brummte der Großfürst. „Beim heiligen Michael! da kommt sie, daß muß sie sein.“

